2. JAHRGANG · FOLGE 16
BERLIN, 27. JULI 194[illegible]

UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

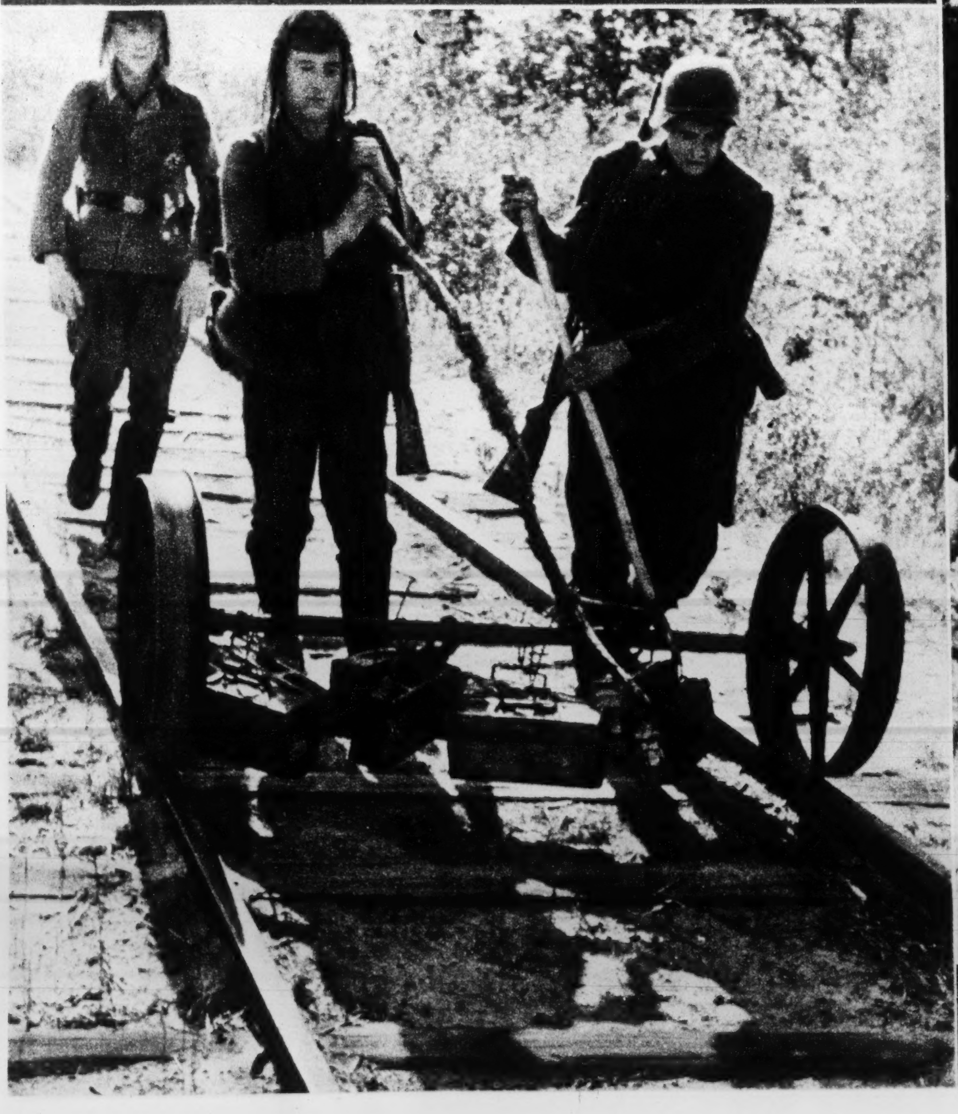
Von eigenen Aufklärern erkannt ...

Aufnahme von Ltn. Kraayvanger

GEBEUGT ERST ZEIGT DER BOGEN SEINE KRAFT GRILLPARZER

Der Bandenwald wird durchgekämmt. Von hier aus unterbrachen Banden wichtige Eisenbahnstrecken und störten den Nachschub. Stundenlang schaffen sich die Männer durch den Urwald Bahn, und Orientierung ist nur mit dem Kompaß möglich

Ein Patent eigner Art, Munitionskästen zu transportieren. Aber wozu gibt es einen Schienenstrang und den Radsatz einer ausgedienten Sowjet-Draisine?

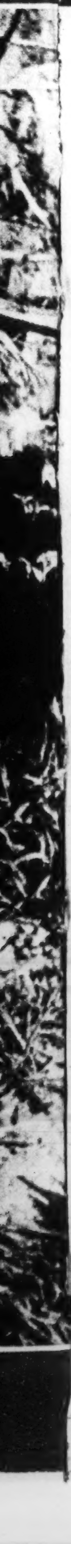


„Was sagst du nun?" In einem geschickt getarnten Waldbunker fanden Pioniere deutsche Sprengmunition, die von einem der Überfälle stammt

Ein Geschütz, auf einem Güterwagen in Stellung gebracht, kann hier auf einem Schienenstrang einem der vorgehenden Verbände folgen. Als die ersten Waldbunker ausgemacht sind, greift es mit in den Kampf ein

Aufnahmen von Ltn. Kraayvanger

Erledigt — aber die Taschen voll von Munition. Gut ausgerüstet mit Unmengen von Waffen und Material haben sich die Banden in großen Gruppen lange Zeit halten können. Jetzt ist wieder Ruhe und Ordnung hinter diesem Frontabschnitt



Kampf um die Rückenfreiheit

ZU DEN ERFOLGREICHEN KÄMPFEN GEGEN BANDEN IM OSTEN • VON GENERALLEUTNANT DITTMAR

Die Zeit der Ruhe, die — im großen gesehen — seit einem Vierteljahr über der Front im Osten lag und die nun zu Ende gegangen ist, war keine Zeit der Tatenlosigkeit und der Stagnation. Was im Verlauf der Wochen und Monate dieses Frühjahrs und Frühsommers durchgeführt wurde, bedeutete neben der Auffrischung unseres Ostheeres für künftige Aufgaben die damit in engstem Zusammenhang stehende Stabilisierung der Front.

Man darf den Begriff Front nicht eng fassen; Front im weitesten Sinne ist das gesamte Land, aus dem die Hilfsmittel für die Kriegführung gewonnen werden, Front sind auch die Stätten, an denen die Bevorratung erfolgt, ohne die Kampf und Lebensfristung eines Heeres in Frage gestellt sein würden. Front ist vor allem aber jenes tiefe Gebiet, in dem sich die Bewegungen vollziehen, die mit dem Begriff des Kriegführens unmittelbar verbunden sind. Es bedarf keiner ausführlichen Darlegung, welch ausschlaggebende Bedeutung allen Einrichtungen beizumessen ist, die diesen Bewegungen dienen, den Eisenbahnen, Straßen, Wegen, Brücken, wie den damit im Zusammenhang stehenden Anlagen. Sie sind für alle Operationen im weitesten Maße Vorbedingung und Voraussetzung, gleichgültig, ob diese offensiven oder defensiven Charakter tragen.

So ist es eine der wesentlichsten Aufgaben vor allem dessen, der in Feindesland Krieg führt, alles zu tun, um das gesamte Gelände zwischen der eigentlichen, der kämpfenden Front bis dorthin, wo die Sicherheit des Heimatgebietes beginnt, in Besitz zu nehmen und es mindestens so weit zu beherrschen, wie dies zum Schutz wie zur Ausnutzung seiner lebenswichtigen Anlagen und Einrichtungen notwendig ist.

In weiten Gebieten des von uns besetzten östlichen Raumes war bislang dieser Zustand noch nicht erreicht. Der schnelle Vormarsch im Sommer und Herbst des ersten Kriegsjahres im Osten hatte notwendigerweise ausgedehnte Teile der durchschrittenen Landschaften mehr oder weniger unberührt lassen müssen, in erster Linie solche, deren natürliche Beschaffenheit — ausgedehnte Bewaldung mit meist starker Versumpfung, Mangel an Siedlungen und Wegen — ihre Durchdringung erschwerte. In diese Rückzugsgebiete hatten sich zahlreiche abgesprengte Teile der geschlagenen Sowjetarmeen geflüchtet. Sie bildeten den Kern der sich nunmehr bildenden Banden, soweit nicht, wie dies ebenfalls geschehen war, die sowjetische Führung bewußt und planmäßig bestimmte Sonderkommandos für diesen Zweck in den von ihr aufgegebenen Landesteilen zurückgelassen hatte. Durch Zulauf aus der Bevölkerung oder von flüchtigen Kriegsgefangenen, aber auch durch Zwangsaushebungen in den von den Banden beherrschten und unter scharfen Terror gesetzten Gebieten gewannen diese allmählich eine bedeutende zahlenmäßige Stärke. In vielen Fällen gelang auch ihre Verstärkung aus dem sowjetischen Hinterlande, sei es durch Teile, die durch die anfänglich lockeren, stark verworfenen Fronten zu ihnen stießen, sei es durch solche, die auf dem Luftwege ihnen zugeführt wurden. Auch ihre laufende Versorgung mit Kampfmitteln aller Art geschah vielfach durch Flugzeuge. Die einheitliche Steuerung ihres Einsatzes durch die sowjetische Führung wurde durch Funkverkehr, teilweise auch durch Verbindungsleute, vielfach auch hier unter Einsatz von Flugzeugen, sichergestellt.

So hatte sich rückwärts der deutschen Kampffront ein überaus lästiger Feind eingenistet, der besondere, zum Teil sehr umfangreiche Gegenmaßnahmen erforderlich machte. Ganz besonders im mittleren Abschnitt wie in gewissen Gebieten der nördlichen Front, wo ausgedehnte Wald- und Sumpfgebiete die Landschaft charakterisieren, wuchs sich das Bandenunwesen zu einer ernsten, weil die Versorgung der kämpfenden Truppe wie ihre Bewegungsmöglichkeit beträchtlich erschwerenden Plage aus, während im rückwärtigen Heeresgebiet wie in bestimmten Teilen der Reichskommissariate die Ausnutzung der militärisch wichtigen Hilfsmittel des Landes stark in Frage gestellt wurde.

Man darf nicht übersehen, daß der planmäßig geführte und genährte Bandenkrieg schon immer eine besondere Rolle in der sowjetischen Vorstellung spielte. Bereits im Kriege gegen Napoleon im Jahre 1812 haben die Angriffe bewaffneter Bauern gegen die in Auflösung zurückflutenden Teile der großen Armee eine gewisse, wenn auch von der Legende geflissentlich übertriebene Bedeutung gehabt. Die eigentliche sowjetische Tradition knüpft aber an die zweifellos bedeutende Rolle an, die der Kleinkrieg örtlicher Banden während der Revolutionswirren der Jahre 1918/19 im Kampfe gegen die gegenrevolutionären Kräfte russischer Generale gespielt hatte. In diesem mit allen Mitteln und mit dem Haß, wie ihn nur ein Bürgerkrieg kennt, geführten Kämpfen von Russen gegen Russen fanden die Parteigänger der Sowjets eine gewiesenes Feld der Betätigung. Die Methoden und die Erfahrungen jener Zeit sind auch im heutigen Krieg für die Sowjets maßgebend gewesen, auch wenn sie naturgemäß die gesamten kriegstechnischen Fortschritte der seitdem vergangenen 2½ Jahrzehnte wie überall so auch hier in ihren Dienst gestellt hatten. So war es keine improvisierte, erst im Krieg entstandene, sondern eine planmäßig durchdachte und in Form gebrachte Art des Kleinkrieges, die uns mit den Banden entgegentrat.

Was dieser Art der Kriegführung ihren besonderen

Charakter gibt, ist die Tatsache, daß alles, was an sich schon die sowjetischen Methoden kennzeichnet, die von allen moralischen Hemmungen losgelöste, mit allen Mitteln arbeitende Form des Kämpfens, hier bis zum äußersten auf die Spitze getrieben ist. Es ist ein Kampf, in dem die Verstöße gegen die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze der Kriegführung ganz bewußt, in amtlicher Form und in voller Kenntnis der sich daraus ergebenden Konsequenzen von der gegnerischen Führung außer Kraft gesetzt sind. Ein Krieg im Dunkeln wird hier geführt, im übertragenen wie meist auch im wörtlichen Sinne, ein Krieg, der auf Schritt und Tritt seine geistige Verwandtschaft mit der Mentalität eines Bürgerkrieges verrät und der den zahlreichen kriminellen Elementen, die sich den Banden anzuschließen pflegen, volle Entfaltungsmöglichkeiten gibt: das Tragen von Zivilkleidern oder von deutschen Uniformen, das versteckte Führen von Waffen, die ständige Verwandlung je nach Bedarf vom Soldaten in einen anscheinend harmlosen Landesbewohner und umgekehrt, die Durchsetzung der Bevölkerung mit geworbenen oder gepreßten Agenten, Spionen und Spitzeln, alle diese im höchsten Maße unerlaubten Kampfmittel ergeben einen Zustand der Gesetzlosigkeit und Willkür, dessen Beseitigung die Anwendung auch drakonischer Mittel fordert und rechtfertigt.

Alle in Frage kommenden Maßnahmen der Banden sind in besonderen sowjetischen Dienstanweisungen und Merkblättern niedergelegt und zweifellos schon vor dem Kriege zum Gegenstand von Übungen und Unterweisungen gemacht. Die Beteiligung von Personen, die mit der Landschaft und ihren Bewohnern voll vertraut sind, zum Teil den örtlichen Parteifunktionären, sichert die Anwendbarkeit der allgemeinen Grundsätze auf die jeweils vorliegenden besonderen Umstände.

Mit kleinen Mitteln war unter den obwaltenden Umständen wenig zu erreichen. Die erforderlichen stärkeren Kräfte aber standen so lange nicht zur Verfügung, als die Lage an der Front dringendere und unmittelbarere Aufgaben stellte. So war vielfach eine Beschränkung auf den Schutz der wesentlichsten Objekte, verbunden mit gelegentlichen Strafexpeditionen, geboten. Immerhin wurde schon im Frühjahr und Sommer 1942 in Verbindung mit den zur Schließung und Begradigung der eigentlichen Kampffront geführten Kämpfen eine gewisse Lokalisierung auch der Bandengebiete erreicht. Was übrigblieb, war freilich immerhin bedeutend genug, um weiterhin eine ernste Belastung der deutschen Kriegführung zu bleiben, um so mehr, als der Schwerpunkt der Bandenkriegführung in Gebieten lag, die mit Rücksicht auf die hier führenden Bahnstrecken als Kernstücke der deutschen Abwehr gelten können. Hier endlich reinen Tisch zu machen, war dringendes Erfordernis.

Über den Verlauf der Kämpfe, aber auch über ihre Härte und die Schwierigkeiten, die von den daran beteiligten Truppen des Heeres und der Polizei zu überwinden waren, ist das deutsche Volk durch die Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht laufend unterrichtet worden. Im einzelnen trug jedes der zahlreichen Säuberungsunternehmen den Charakter eines aus weitgespannten Ausgangsstellungen angesetzten, sich dann allmählich konzentrisch verengenden Kesseltreibens, durch das die Banden auf immer enger werdenden Räumen zusammengedrängt und dann — oft nach Aufspalten des umstellten Raumes in mehrere Teilkessel — vernichtet wurden. Daß dieses an sich so einfach klingende Verfahren angesichts der Weite und der Unübersichtlichkeit und Ungangbarkeit des durchzukämmenden Geländes überaus schwer durchzuführen war, liegt auf der Hand. Um welche Flächen es sich handelte, wird aus der Tatsache ersichtlich, daß der Operationsraum jeder der zahlreichen etwa kompaniestarken Banden stets mehrere hundert Quadratkilometer, also etwa die Ausdehnung eines preußischen Landkreises, umfaßte.

Alles kam darauf an, daß der erste Aufmarsch unbemerkt vollzogen wurde, weil andernfalls ein Ausweichen der einzukreisenden Banden zu befürchten war. Daß es in den meisten Fällen gelang, sie tatsächlich zu stellen, wiederholt sie sogar völlig zu überraschen, ist ein Beweis dafür, wie stark die mit der Bandenbekämpfung speziell beauftragten Verbände sich im Laufe der Zeit auf die Besonderheiten dieses Gegners und dieser Kriegführung eingestellt haben. Daß der Widerstand gestellter Banden in jedem Falle sehr hart war, kann angesichts dieses im besonderen Maße fanatisierten Gegners nicht überraschen, ebensowenig, daß die Kämpfe in der Regel mit der völligen Vernichtung der eingekreisten Teile endeten. Aber immer hat es viel Mühe und Schweiß und oft genug auch Blut gekostet, bis dieses Ergebnis — das einzige, das der Pest des Bandenkrieges ein Ende setzen kann — erreicht war.

Ein besonderes Merkmal dieser Kämpfe muß festgehalten werden: Wie die Banden zur Kampfführung im Rücken des deutschen Heeres auf die Dauer durch die — freiwillige oder erzwungene — Mithilfe der Bevölkerung befähigt waren, so mußte auch ihre Bekämpfung von deren Haltung und Betätigung stark beeinflußt werden. Wenn die Bevölkerung vielfach positiv an der Bekämpfung der Banden mitarbeitete, so beweist dies zum mindesten, daß sie der Terrorisierung durch die Bolschewisten gründlich müde war und endliche Beruhigung herbeisehnte. Strenge Anweisungen an die beteiligten eigenen Verbände haben im übrigen dafür gesorgt, daß zwischen wirklichen Banditen und gepreßten Mitläufern scharf unterschieden wird und daß auch das unter dem Bolschewismus großgewordene Denunziantentum nicht ins Kraut schießen kann.

Hier muß auch die Teilnahme landeseigener, also aus freiwilligen Russen, Ukrainern usw. zusammengesetzter Verbände auf deutscher Seite erwähnt werden. Die besondere Eignung dieser Truppenteile für die Kampfführung unter den geschilderten Verhältnissen steht außer Zweifel, schon deshalb, weil sie die Methoden und Praktiken des Gegners aus eigener Anschauung kennen. Ihre Zuverlässigkeit dabei ist besonders anerkannt worden.

Man wird gut tun, die hier angebahnte Entwicklung im Auge zu behalten. Jeder Russe oder Ukrainer wie jeder andere Freiwillige aus den zahlreichen Völkerschaften der UdSSR, der treu und tapfer an unserer Seite kämpft, ist ein Gewinn, nicht nur deshalb, weil er die deutsche Kampfkraft stärkt, sondern weil er gleichzeitig die von unserer Führung von Anfang an betonte Absicht unterstreicht, diesen Kampf nicht gegen das Volk in der Sowjetunion, sondern ausschließlich gegen seine bolschewistischen Unterdrücker zu führen. Denn es ist klar: Wer mit der Waffe in der Hand aus eigenem Entschluß gegen die Sowjets steht, beweist sein Europäertum. Schon jetzt ist die Zahl der in unseren Reihen stehenden landeseigenen Freiwilligen bedeutend. Diese Tatsache wird, je mehr sie allen sowjetischen Vertuschungsversuchen zum Trotz auch jenseits unserer Front bekannt wird, ihre Wirkung dort nicht verfehlen.

Wenn jetzt durch zahlreiche erfolgreich abgeschlossene Aktionen das weitere Hintergelände gesäubert werden konnte, so bedeutet diese Tatsache sehr viel, weil eine Stabilisierung unserer Stellung im weiten russischen Raum ohne klare Verhältnisse im Rücken immer unvollkommen bleiben mußte.

IM VISIER:

Wo das Organisieren aufhört

Von einem richtigen Landser erwartet man, daß er Augen und Ohren stets offen hat, daß er immer seinen Vorteil zu wahren weiß und keine günstige Gelegenheit vorübergehen läßt, wo und wann es immer auch sei; kurzum, man erwartet von ihm, daß er stets auf Draht ist. Wo käme auch ein Soldat hin, wenn er etwa nur immer erst fragen oder gar warten wollte, bis er etwas tun darf oder daß ihm das Soldatenleben alles schön vorbereitet gibt. So wie es für einen richtigen Jungen kein Unmöglich gibt, darf ein Landser niemals um einen Ausweg verlegen sein oder etwa sich auf Hilfe von dritter Seite verlassen. Unter den am gewiegtesten und in keiner Situation versagenden Landsern genießen die „Meister des Organisierens", die in jeder Einheit zu finden sind, einen besonderen Ruf und erfreuen sich meist großer Beliebtheit. Dies teils zu Recht, teils jedoch zu Unrecht! Wir alle erinnern uns doch noch sehr gern und mit viel Freude an die Zeit unseres Rekrutendaseins in den Kasernen, während der die heftigsten Kämpfe zwischen den einzelnen Stuben etwa um den klammheimlichen Umtausch des eigenen schäbigen und abgenutzten Stubenbesens gegen einen noch guten der Nachbarkorporalschaft geführt wurden. Eine Waschschüssel oder ein Stiefelknecht konnten nicht minder wichtige Kampfobjekte sein. Alle Künste der Verschleierungstaktik wurden aufgeboten, um einen etwa gelungenen „Raub" dann auch möglichst den spähenden Augen der schimpfenden Kameraden zu verbergen. Organisieren stand hoch im Kurs und wurde eifrig geübt. Solange es sich in den Formen des „Umtausches" vollzog und das organisierte Gut im Bereich der Kaserne verblieb, hatte das Ganze den Charakter einer mehr oder minder harmlosen Angelegenheit, denn die von der Wehrmacht zur Verfügung gestellten Gegenstände wechselten ja nicht den Eigentümer, sondern nur den zeitweiligen Inhaber, dem sie für die Dauer seiner Dienstleistung zur Verfügung gestellt waren. Verliert aber beispielsweise einer seine Halsbinde und „organisiert" sie sich von einem Kameraden oder von der Kammer wieder, dann hat dieses Geschehen im Sinne des Organisierens nichts mehr mit Harmlosigkeit zu tun, sondern ist bereits ein glatter Diebstahl. Es ist eine nur allzu wahre Regel, daß es bei den kleinen Dingen anfängt und bei den großen endet und daß sehr leicht der Begriff für das, was zulässig ist oder nicht, verlorengeht. Und es ist weiter eine feststehende Tatsache, daß das schlechte Beispiel viel schneller Schule macht als das gute.

Der Begriff des „Organisierens" hat vielfach nicht mehr den festumrissenen Inhalt seiner ureigensten Bedeutung. Seine Grenzen sind schon sehr stark verwischt; sie sind so flüssig geworden, daß sie teilweise schon in den Strom des Stehlens geraten sind. Denn was ist es anderes als Stehlen, wenn ich mir irgend etwas „organisiere", das ein anderer hat und ich gern besitzen möchte? Kein vernünftiger Mensch wird einem Landser einen Vorwurf daraus machen, daß, wenn er im Krieg in einer Notlage ist und etwas braucht, er sich das nimmt, woher er es bekommen kann — allerdings nicht von einem seiner Kameraden. Denn er setzt ja damit den Kameraden in den gleichen Notzustand und in die gleichen Schwierigkeiten, in denen er sich vor dem begangenen Diebstahl befand. Eine weitere Steigerung zum Schlechten ist es, wenn einer sich etwas vom Kameraden „organisiert", das er einfach haben will, ohne sich überhaupt in Not zu befinden oder daß eine Veranlassung die Wegnahme auch nur im entferntesten rechtfertigen würde. Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß das Wort „organisieren" leider oftmals einfach so leichthin gesprochen wird; vielfach denkt der einzelne sich wenig oder überhaupt nichts mehr dabei. Der Schritt vom „Organisieren" zum Kameradendiebstahl ist dann schneller getan, als mancher denkt. Oftmals nicht so sehr aus moralischer Minderwertigkeit als aus einer Gedankenlosigkeit heraus, die mit allen Mitteln bekämpft werden muß. Wir zollen als Soldaten jenen Kameraden unsere Anerkennung, denen es mit Hilfe ihrer persönlichen Talente oder besonderer Initiative, sei es mit einem gewandten Mundwerk oder mit unnachahmlichem Spürsinn, gelingt, für sich und ihre Kameraden alles zu beschaffen, was notwendig ist und was darüber hinaus das schwere Leben des Soldaten angenehm zu gestalten in der Lage ist, zwar sicherlich mit List und viel Geschicklichkeit, aber immer auf ehrliche Art und Weise. Sie verdienen als „Meister des Organisierens" angesprochen zu werden — nicht aber jene, die ebenfalls glauben, zu organisieren, wenn sie in einem unbewachten Augenblick dem Kameraden Zigaretten entwenden oder vielleicht aus purer Bequemlichkeit dem Kameraden die Reservekanister vom Wagen klauen und ihn dadurch noch der Gefahr aussetzen, vielleicht in einer gottverlassenen Gegend plötzlich ohne Brennstoff zu stehen. Sie sind nichts weiter als ganz schäbige Diebe, die darüber hinaus noch verantwortungslos oftmals sogar das Leben der Kameraden in Gefahr bringen.

Der Krieg hat seine eigenen Gesetze. Sie sind hart, wie es die Umstände erfordern, aber niemals so außergewöhnlich, daß sie die Ehrlichkeit als Grundsatz des soldatischen Handelns vergessen ließen. Jene faule Entschuldigung, daß im Kriege die „bürgerlichen Gesetze" keine Gültigkeit hätten, kann nur von denen vorgebracht werden, die im Krieg die günstige Gelegenheit sehen, hemmungslos zu sein, ganz abgesehen davon, daß die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit keine „bürgerlichen Begriffe" sind, sondern wesentliche Bestandteile der soldatischen Ehrauffassung. Es kann draußen noch so drunter und drüber gehen, niemals aber so, daß daraus etwa das Recht abgeleitet werden könnte, als sei nun alles erlaubt, und von einem Eigentumsbegriff könne keine Rede mehr sein. Jeder Soldat weiß, daß Vertrauen der Kameraden untereinander die sicherste und beste Grundlage einer guten Kameradschaft ist; das Vertrauen aber basiert allein auf der Ehrlichkeit. Es war von jeher der höchste Stolz der deutschen Soldaten, die besten Kameraden zu sein und die ungeschriebenen Gesetze der Kameradschaft unbeirrbar einzuhalten. Wer sie mißachtet oder einen ihrer Grundsätze wie den der Ehrlichkeit untergräbt, vergeht sich am Soldatentum selbst und erschüttert damit die Grundlagen des soldatischen Zusammenlebens überhaupt. Der echte Soldat ist für klare Begriffe. Er täuscht sich auch nicht selbst mit getarnten Worten über feststehende Tatsachen hinweg. Er unterscheidet darum auch genauestens zwischen Organisieren und Stehlen und sorgt dafür, daß die Grenzen nicht verwischt, sondern strengstens eingehalten werden.

Die neue sowjetische MP 42

In der sowjetischen Armee sind zur Zeit sechs verschiedene MP-Modelle im Gebrauch, davon allerdings zwei amerikanischen Ursprungs mit einem Kaliber von 11,43 mm. Von den vier sowjetischen Modellen sind zwei während des Krieges herausgebracht worden. Im Gegensatz zu der bekannten sowjetischen MP 41, die mit Trommelmagazinen für 71 Schuß ausgestattet ist, finden bei der neuesten MP Stangenmagazine für 32 Schuß Verwendung. Auch in der Bauart weicht diese MP von den vorangehenden Modellen ab. Für Massenfertigung entwickelt, sind bei ihr alle Möglichkeiten der Verwendung einfachster, gestanzter Blechteile ausgenutzt.

Mit der gebräuchlichen Bezeichnung „Blechmaschinenpistole“ für diese Waffe soll keineswegs ein abfälliges Urteil zum Ausdruck gebracht werden. Die MP ist funktions- und schützensicher. In der Waffenleistung ist sie den anderen sowjetischen MP, aus denen die 7,62-mm-Pistolenpatronen verschossen werden, gleichwertig.

Die Bauart

1. Sicherung, wird zum Entsichern aus dem Abzugbügel nach vorn gedrückt (Bild 1).
2. Visier (Klappvisier), nach vorn geklappt 100 Meter Entfernung
   „ hinten „ 200 Meter „ (Bild 1).
3. Korn (Balkenkorn), in Kornfuß eingeschraubt. Zum Berichtigen der Treffpunktlage nach der Höhe verstellbar und mit dem Kornfuß nach der Seite verschiebbar.
4. Abzug. Die MP ist nicht zur Abgabe von Einzelfeuer eingerichtet.
5. Rückstoßbremse. Sie verhindert durch ihre Formgebung auch das Steigen der Mündung bei Feuerstößen und bei Dauerfeuer.

Die Handhabung

Füllen der Magazine. Das Füllen der Magazine erfolgt von Hand. Die Patronen werden einzeln von oben zwischen die Magazinlippen gelegt und mit dem Daumen in das Magazin gedrückt.

Zum Entleeren der Magazine werden die Patronen einzeln nach vorn aus den Magazinlippen geschoben.

Es kann auch auf folgende Art geschehen: Das gefüllte Magazin wird mit dem Boden auf eine Unterlage gestellt und der Schnäpper des Magazinbodens aus der Rast des Magazingehäuses gedrückt. Unter allmählichem Nachlassen des Druckes werden Magazinboden, Zubringerfeder, Zubringer und die Patronen entfernt.

Laden. MP im Schwerpunkt in die linke Hand nehmen. Verschlußstück so weit zurückziehen, bis es vom Abzugstollen gehalten wird. Sichern. Gefülltes Magazin bis zum Einrasten der Magazinsperre in den Magazinhalter einführen.

Die MP ist nach Entsichern feuerbereit! Das gefüllte Magazin kann auch in die MP eingesetzt werden, wenn sich das gesicherte Verschlußstück in geschlossener Stellung befindet. Zur Feuerbereitschaft wird das Verschlußstück dann nach Entsichern nur in Spannstellung gezogen.

Entladen. Verschlußstück in Spannstellung ziehen. Sichern. Die rechte Hand umfaßt mit Druck des Daumens auf die Magazinsperre (unter dem Schutzbügel) das Magazin und entfernt es aus der Waffe. Feststellen, daß keine Patrone im Lauf ist. Entsichern. Verschlußstück nach vorn lassen.

Auseinandernehmen zum Reinigen

1. Entladen. Die linke Hand umfaßt das Gehäuseoberteil, die rechte mit dem Daumen am Schieber zum Gehäuse-Riegelbolzen das Griffstück.
2. Schieber nach vorn drücken, Gehäuseoberteil abklappen (Bild 2).
3. MP umlegen, Verschlußstück und Schließfeder mit Schließfederbolzen und Pufferscheibe durch Zurückziehen und Anheben des Verschlußstückes aus dem Gehäuseoberteil nehmen (Bild 2).

Sorgfältige Behandlung der Magazine, besonders der Magazinlippen, ist notwendig. Aufgebogene Magazinlippen sind meist die Ursache von Störungen beim Schießen.

Schnelle Feuerbereitschaft

Beim Marsch in feindgefährdeter Gegend wird die MP zur schnellen Feuerbereitschaft wie folgt vorbereitet:

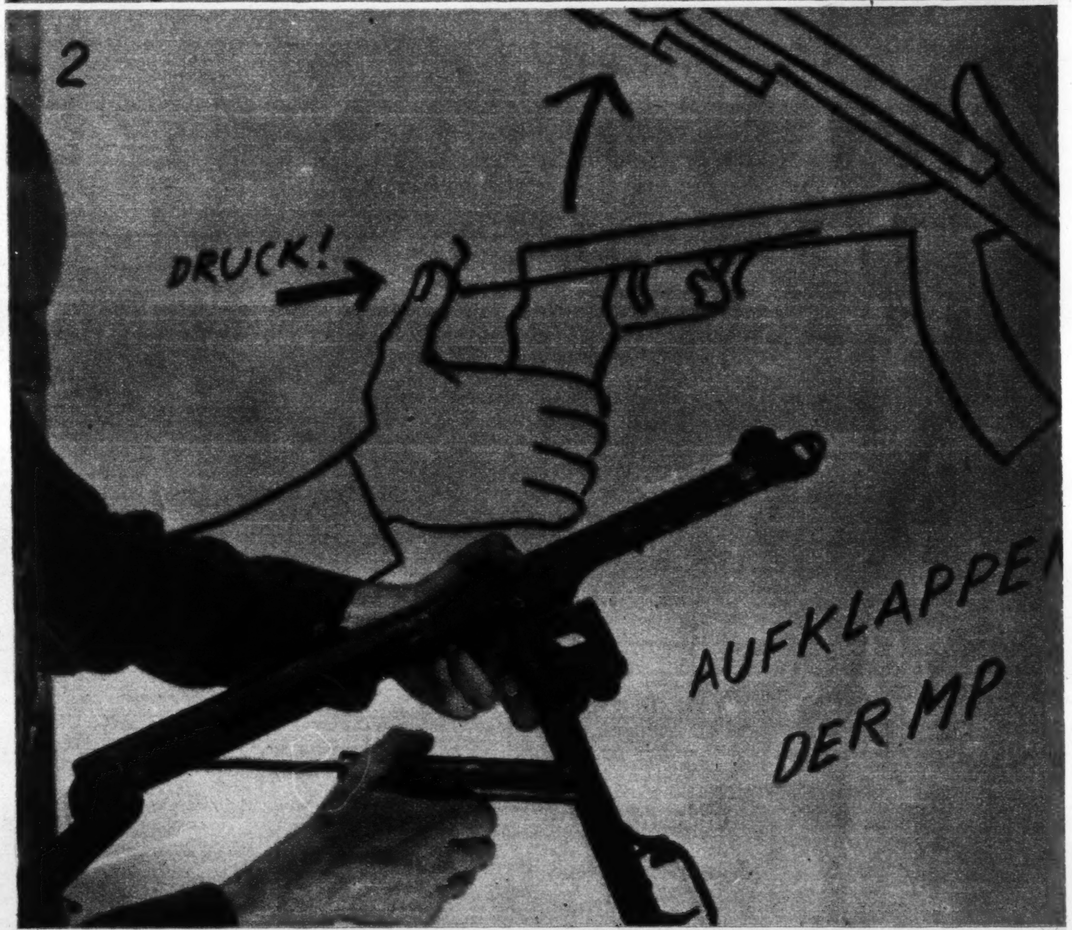
Verschlußstück in geschlossener Stellung, MP gesichert, gefülltes Magazin in der Waffe, Schulterstütze über das Gehäuse gelegt.

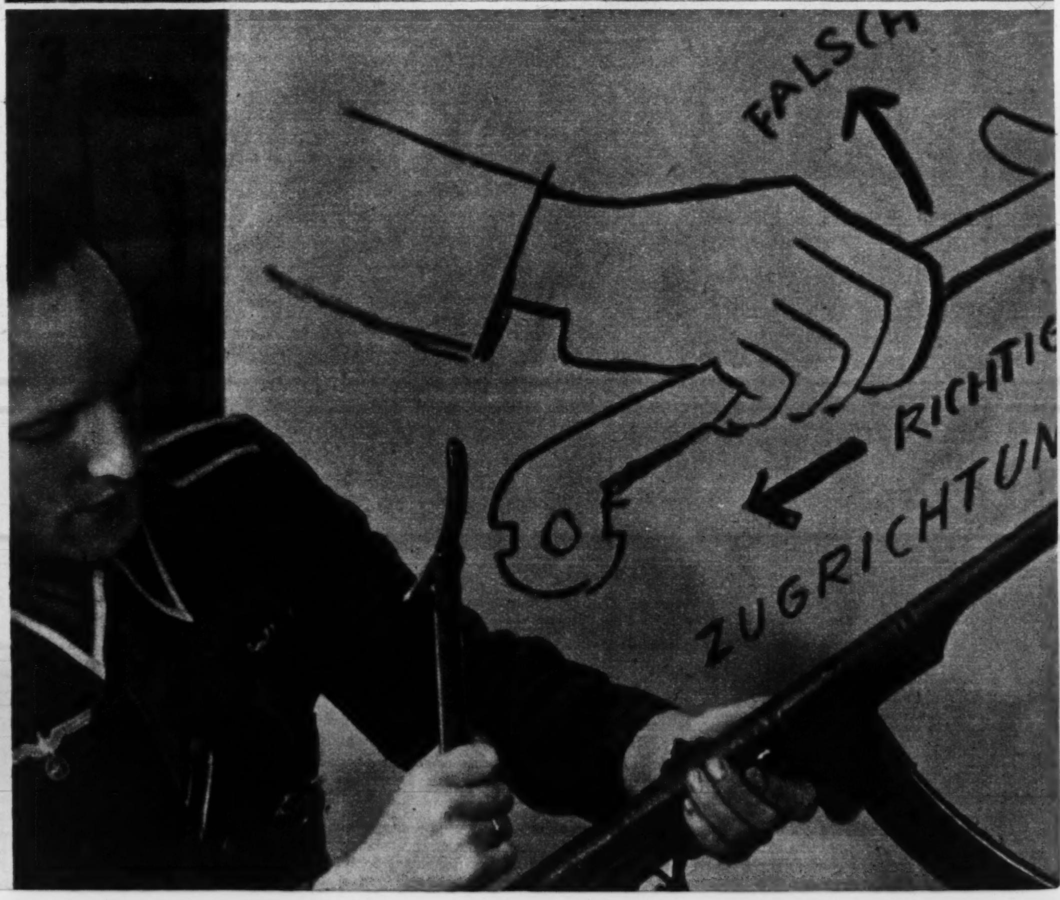
Nach Entsichern und Zurückziehen des Verschlußstückes in Spannstellung ist die MP feuerbereit. Im Notfalle kann mit der MP auch geschossen werden, wenn die Schulterstütze über das Gehäuse geklappt ist. Sonst wird die Schulterstütze in Anschlagstellung gebracht. Dazu wird sie zum Ausrasten aus dem Raststück etwas zurückgezogen, bis zum Wiedereinrasten nach hinten geschwenkt und die Schulteranlage aufgestellt (Bild 3).

MP feuerbereit!

Gefülltes Magazin in der Waffe, Schulterstütze und Schulteranlage in Anschlagstellung, Verschlußstück in Spannung, entsichert.

Aufnahmen: Ltn. Bauer-Karlsruhe

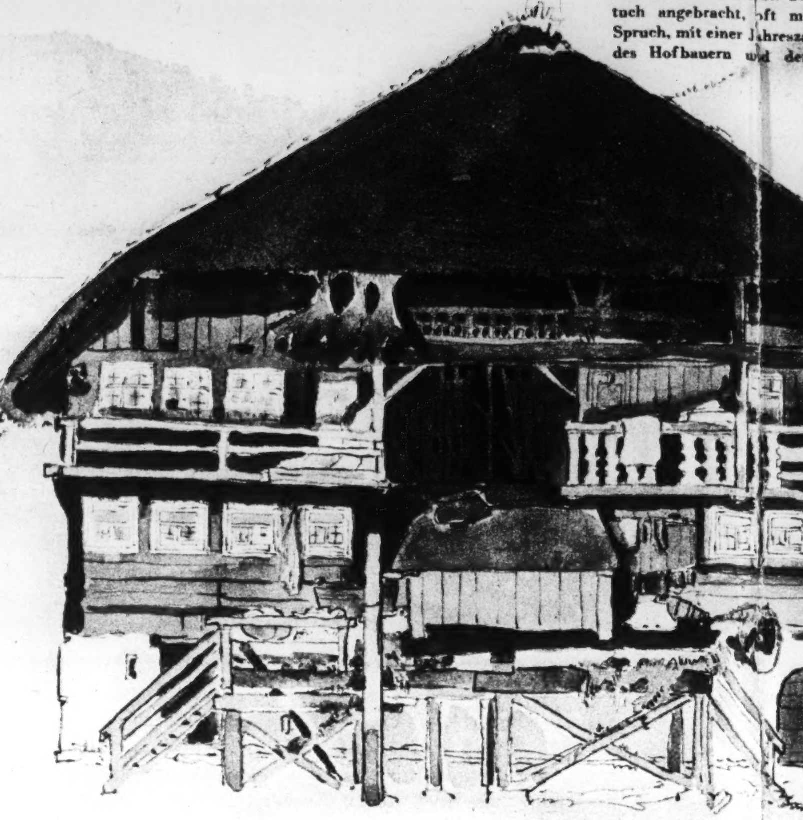




Das ist der Jörgli-Jakob. Wir trafen ihn im „Rößle" zu Gutach, in dem früher, als die berühmte Schwarzwaldbahn noch nicht durch das Tal fuhr, die Postpferde ausgewechselt wurden. Jörgli-Jakob saß in der Fensterecke beim sonntäglichen Dämmerschoppen. Der 80jährige hat ein hartes, arbeitsreiches Leben hinter sich, das seine Runen tief in das faltige, verwitterte Gesicht eingegraben hat. Auch in seinem hohen Alter ist der geübte Holzhauer von einst als fachkundiger Holzaufkäufer dem Walde treu geblieben

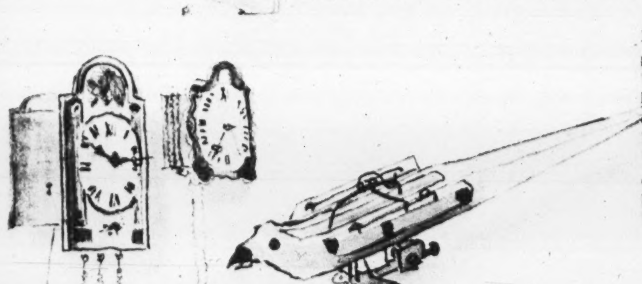
Der Hanisle-Hinterbauer war der älteste unter den Kirchgängern, die sich eine Weile vor Beginn des Gottesdienstes vor der kleinen Dorfkirche einfanden. Der feierliche Ernst seines breitkrempigen Hutes aus tiefschwarzem Seidenplüsch und des schwarzsamtenen Trachtenrockes stand in seltsamem Gegensatz zu dem frischen Gesicht mit den knallroten Backen und der leuchtend roten Nase, aus dem ein Paar listige, schalkhafte, wasserhelle Augen hervorblinzelten. In seinen 85 Lebensjahren ist er nur einmal bis nach Karlsruhe gekommen, die Arbeit auf dem Hofe ließ ihn nicht los. Noch heute steigt der behende alte Mann in die höchsten Kirschbäume

In der Wohnstube jedes
hängt an der Innenseite
tuch, an dem man sich v
die Hände trocknet. Dar
Bäuerin ein kunstvoll be
tuch angebracht, oft m
Spruch, mit einer Jahresz
des Hofbauern und de



Der Gutacher Kirchgang bietet auch heute noch ein farbenfreudiges Bild, denn die ältere Generation der Schwarzwälder hält fest an der althergebrachten schönen Tracht

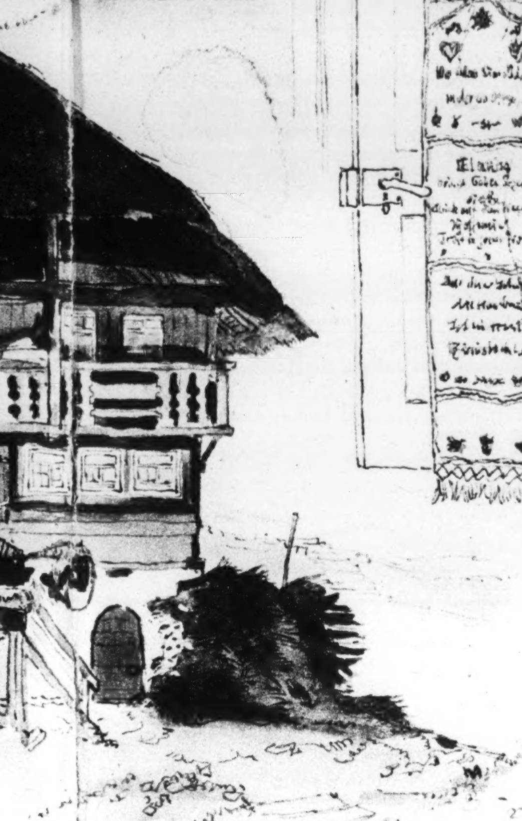
Die Wohnräume nehmen kaum ein Drittel des großen Schwarzwaldhofes ein. Die geräumige Stube, die stets der Wetterseite abgekehrt liegt, hat als Wärmespender für die kalte Jahreszeit einen großen grünen Kachelofen, der von der Küche aus geheizt wird. Im Ofenloch werden im Winter die Speisen warmgestellt. Abends vor dem Schlafengehen tut jeder seinen „Krisensack" hinein, einen Beutel mit Kirschkernen, der die Wärme gut hält und als Fußwärmer dient

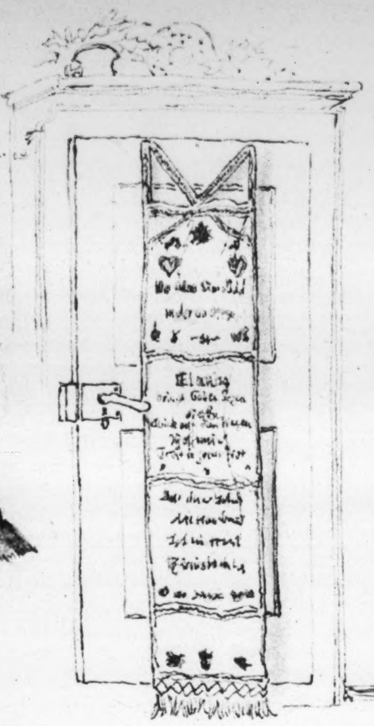


Das Dorf Gutach zieht sich neun Kilometer in dem von 400 bis 900 Meter hohen Bergen eingesäumten Tale entlang. Einsam liegen die Höfe an den steilen Hängen und in den zahlreichen Seitentälern, oft unter hohen Nußbäumen und Pappeln versteckt. Dort, wo in der Talmulde das kleine Kirchlein steht, sind Höfe und Häuser näher zusammengerückt und bilden das eigentliche Dorf mit dem Rathaus, in dem ein rühriger Bürgermeister seines Amtes waltet. Neben der Kirche beschirmt ein mächtiger, über hundert Jahre alter Lindenbaum den Gasthof „Zur Linde", einen alten Bauernhof. Daß die Gutacher auch eine Linde im Wappen führen, rührt wohl daher, daß in diesem Wirtshaus einst die Ratsstube der Gemeinde war

Seit 55 Jahren arbeitet der Uhrmacher Pfaff in Triberg in der Kuckucksuhrenfabrikation: er hat ihren einzigartigen Siegeszug von den ersten Anfängen bis in die heutige Zeit miterlebt. Als er in die Lehre kam, stellte der Uhrmacher auch die kleinsten Einzelteile noch selbst mit der Hand her. Heute helfen ihm Spezialindustrien, die die Räder und Gestänge des Uhrwerkes fertig liefern. Das kunstvoll geschnitzte Gehäuse ist jedoch noch immer Handarbeit, und mit dem Stundenkünder, dem nickenden und flügelschlagenden Kuckuck, gibt der Uhrmacher auch heute noch jeder Uhr ein Stück Schwarzwälder Heimat mit

ohnstube jedes Schwarzwaldhofes der Innenseite der Tür ein Hand- dem man sich vor den Mahlzeiten e trocknet. Darüber aber hat die in kunstvoll besticktes Zierhand- ebracht, oft mit einem sinnigen it einer Jahreszahl und den Namen auern und der Bäuerin darauf



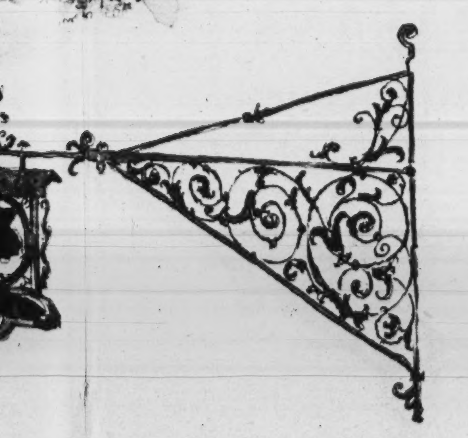


IM SCHWARZEN WALDE

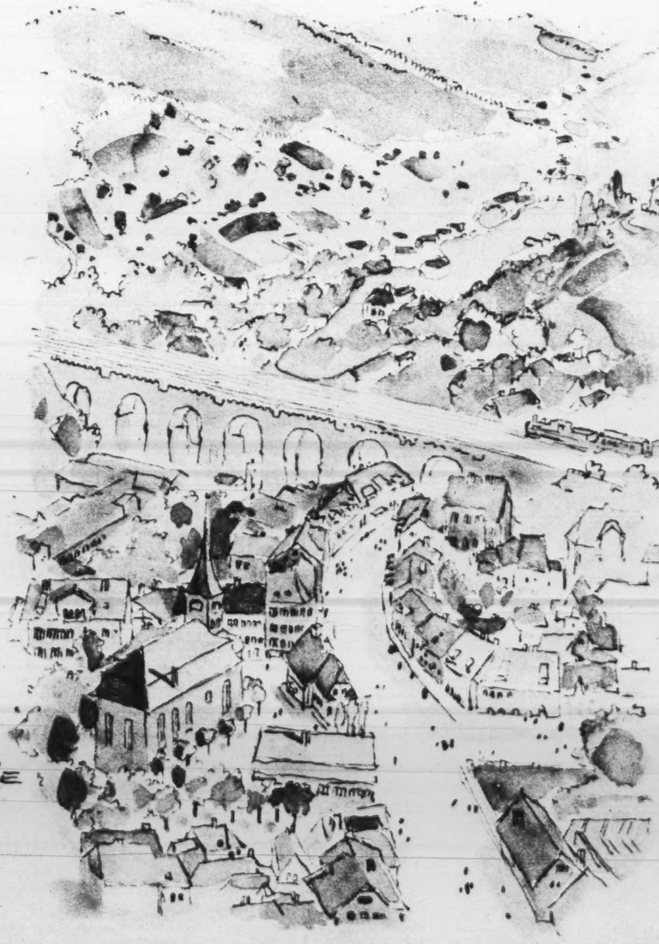
im Gutachtal im Schwarzwald, lag diesmal das Ziel unserer Fahrt. Im „grünen Herzen“ Deutschlands, in Thüringen, begann sie und führte dann ins „Blaue Ländchen“, nach Hinterpommern. Da nun der „schwarze Wald“ hinzukommt, wird der Zufall, der jedes unserer Ziele mit einer bestimmten Farbe verband, zum Leitgedanken der ganzen Fahrt: die Heimat wird zur bunten Palette, Farbtupfen reiht sich an Farbtupfen. Wir aber werden weiter auf Entdeckungsfahrt gehen und versuchen, den vielfältigen farbigen Reichtum, den die Heimat für Aug’ und Herz eines jeden bereit hält, in Bild und Wort zusammenzutragen. — Da sitzen wir nun in der „Linde“ zu Gutach. Vor unserem Zimmer steht ein Kirschbaum und steckt seine Zweige mit verlockenden roten Früchten fast ins Fenster. Unser Blick geht weit hinaus ins Tal, das tief eingeschnitten zwischen den hohen, dicht bewaldeten Bergen liegt. Es ist der „schwarze Wald“, denn dunkelfarben sind die hohen Tannen, die die vielgestaltigen Kuppen und Senken wie mit einem dichten Polster überziehen. Hoch hinauf an den Hängen gehen auch die Wiesen, Weiden und Felder. Bäuerlicher Fleiß hat den Wald zurückgedrängt und die Rodungsflächen in nutzbares Land verwandelt. Schwerste Arbeit legt der Berg dem Bauern auf. Es scheint das gar nicht in die Idylle zu passen, die man gemeinhin mit dem Schwarzwald verbindet, in das Land, aus dem die lustigen Kuckucksuhren kommen, in dem die „Mühle im Schwarzwald“ klappert. Seht die Wälderbauern an, die von der Last der Arbeit gebeugten Alten, ihre gebräunten und verwitterten Gesichter! Ihnen wächst die Ernte nicht paradiesisch zu, sie können nicht die Hände in den Schoß legen. Wie sagte der 85jährige Hanisle-Hinterbauer zu uns? „Immer schaffe!“ Und wieder steht uns das rührende Bild vor Augen, wie er in der Kirche beim sonntäglichen Morgengottesdienst gegen die Müdigkeit ankämpfen mußte, hatte er doch den ganzen vorhergehenden Tag auf der Leiter im Kirschbaum gestanden. Noch klingen uns die Worte der Altbäuerin vom Bührlebauernhof in den Ohren, als wir von der schweren Arbeit sprachen, die die steilen Felder oben an den Hängen mit sich bringen: „Das sinn mer net anners gwöhnt, da denke mer net dra!“ Und doch — welche bange Minuten muß der Bauer allein beim Pflügen und Heueinbringen durchstehen, bis der Pflug und der Heuwagen vom Steilhang loskommen und sicher zu Tal geleitet sind. Der Mist, die Saat, ja selbst Erde muß hinaufgefahren oder gar getragen werden. Bergland ist schweres Bauernland. Aber der Bauer läßt nicht davon. Wie ein bäuerliches Schloß steht sein Hof auf diesem Land. Das große, den ganzen Bau beherrschende Dach mit den breiten Überhängen schützt Haus und Stall vor den harten Unbilden der Witterung. Es ist ein heimeliges Gefühl, unter diesem Dach zu wohnen; wenn die Schneestürme um den Hof brausen, ist es in der niedrigen Wohnstube gemütlich warm. Solch ein Hof ist für Jahrhunderte gebaut. Was ist ein Menschenleben dagegen? Der Mensch vergeht, der Hof allein ist wichtig. Darum trägt er auch den Namen des Geschlechts, das ihn einst begründete, mögen die Eigentümer längst gewechselt haben. Lächelte nicht der Bührlebauer, als wir ihn mit Bührle ansprachen? Blum hieße er, so sagte er, und er sei der vordere Bührlebauer, der hintere Bührlebauer sei sein Bruder, er wohne im gleichen Hofe, habe aber die Stube nach der Bergseite. Die Wirtschaft aber würde von beiden gemeinsam betrieben, ja, auf manchen Höfen gäbe es sogar drei Eigentümer mit ihren Familien, ohne daß es zu Zank und Streit um die Erträgnisse käme. Ein Spaßvogel, auch solch ein Vorder- oder Hinterbauer, hat diese gemeinsame Wirtschaft einmal drastisch gekennzeichnet: „Wir habbe alles gmeinsam“, so hat er gesagt, „bis auf d’ Sau un d’ Frau!“ Tatsächlich ist die Schweinehaltung aus der Gemeinsamkeit ausgenommen. Wie ein König sitzt der Bauer auf seinem Hof. Als der Bührlebauer uns zu Brot und Apfelmost einlud, da spürten wir etwas von dem Stolz, der ihn erfüllte. War das alles nicht auf seinem Boden gewachsen, das Korn nicht in der eigenen kleinen Mühle gemahlen, im Backofen zu knusperigem Brot gebacken, der Most nicht selbst gekeltert? Das dumpfe Brüllen der Kühe, das aus dem Stall bis in die Stube drang, klang wie ein Pastorale zu diesem bäuerlichen Mahl. Es ist der gleiche Stolz, der die Gutacher und die Schwarzwälder in vielen anderen Tälern dazu bewegt, auch heute noch die alte schöne Tracht zu tragen, die Gutacher Männer den schwarzsamtenen und rot ausgeschlagenen Schoßrock mit dem schwarzen Plüschhut und dem hohen weißen Kragen, die Gutacherinnen das geblümte Samtmieder mit dem „Goller“, dem bunten Halskragen, und dem „Schobe“, einer schwarzen Seidenjacke darüber, mit der schwarzen Kappe aus feinen Spitzen und dem „Bollehuet“ mit den leuchtend roten Wollknäueln auf dem mit Lehmbrei versteiften Strohgeflecht. Wenn die Bauern in ihrer alten schönen Tracht am Sonntag nach dem Kirchgang im Wirtshaus zusammensitzen, dann gibt es an ihrem Tisch nur zwei Themen: den Hof und den Wald. Denn der Wald, der ihrem Land den Namen gegeben hat, gehört zum Hof und bildet meist den größten Anteil des Grundbesitzes. Ihm gilt auch die ganze Liebe und Sorge des Bauern. Aus seinem Holz ist der Hof gebaut, ist das Schindeldach und ebenso das Gerät und der Hausrat. Und wie schon der Hof in seiner Anlage den Sinn des Schwarzwälders für Maß und Ordnung, für eine zweckmäßige Schönheit offenbart, so findet man innen und außen gar manches schöne Schnitzwerk von geübter Hand. Nicht nur der Holzhauer, dessen Axtschlag weithin durch die Wälder hallt, und der in gefahrvoller Arbeit die Baumriesen zu Tale schafft, auch der Schwarzwälder Holzschnitzer und Uhrenmacher ist dem Wald verbunden. Ganz aus Holz war die erste Schwarzwälder Uhr, und die, die ihr folgten, haben den Namen des Schwarzwaldes über die ganze Welt getragen, oft auch dahin, wo Schwarzwälder sich in einer neuen Welt eine zweite Heimat gegründet haben. So weit wird unser Gruß aus dem Gutachtal nicht reichen, wohl aber soll und wird er zu den Kameraden dringen, die dieses schöne Land ihre Heimat nennen, als ein Zeichen, daß — wie das Gutacher Trachten-Maidli sagt — „do bi uns am Guete, Alte / in Treu’ no’ allzeit mr wern halte!“

ZEICHNUNGEN: GEFR. WERNER KRUSE • TEXT: GEFR. KURT MILTE

Der Bührlebauernhof im linken Sulzbachtal gehört zu den ältesten Höfen Gutachs. Als einziger in der ganzen Umgebung hat er noch die alte verräucherte und vom Holzteer geschwärzte Küche, in der der Rauch an der Decke entlangstreicht und durch ein paar schmale Schlitze ins Freie tritt. Wie eine große Haube breitet sich das riesige, zum größten Teil mit Stroh gedeckte Walmdach über Wohnräume und Stallungen. Der Hof ruht, einer Arche gleich, auf der Sohle des schmalen Tales, dicht an den Hang geschmiegt, so daß vom Berg her eine Einfahrt gleich in das Obergeschoß führt und die Heuwagen unmittelbar auf den Heuboden, die „Bühne“, fahren können. An der vorderen Seite, der „Wohnseite“, liegen über den beiden Stuben mit den niedrigen Fensterreihen die Kammern, vor denen ein Laubengang herläuft. Vor der Küche sieht man wie auf allen Höfen den überdachten Vorratsschrank



Oberhalb von Gutach liegt die kleine Stadt Hornberg, bekannt durch das sprichwörtliche Hornberger Schießen. Als die Hornberger nämlich einmal ihren Landesherrn gebührend empfangen wollten, veranstalteten sie tags zuvor ein Probeschießen. Am Tage des Empfangs entdeckte man dann mit Schrecken, daß beim Probeschießen die ganze Munition verschossen war. Neues Pulver war so schnell nicht zu beschaffen. Da halfen sich die Stadtväter, indem sie, als der Landesherr in Sicht kam, auf einen Schlag gemeinsam „Wumm!“ und „Piff-paff!“ schrien, um auf diese Weise Böllerschüsse vorzutäuschen



Viele der großen Gutacher Bauernhöfe haben ihre eigene Brennhütte, in der hauptsächlich das berühmte Schwarzwälder Kirschwasser gebrannt wird. Die in Fässern angesetzte Kirschmaische wird in dem mit einem kupfernen Helm verschlossenen Kessel gebrannt. Die Dämpfe, die sich in der „Kühlstante“ niederschlagen, bilden den Rohbrand, der dann, nochmals auf die gleiche Weise behandelt, zum Feinbrand und damit zum Kirschgeist wird

RITTERKREUZTRÄGER AUS UNSEREN REIHEN

Hauptmann Hermann Albers,
Abteilungskommandeur in einem Art.-Rgt.

Oberst Otto Barth,
Kommandeur eines Artillerie-Regiments

Unteroffizier Josef Block,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Oberjäger Heinrich Boigk,
Gruppenführer in einem Jäger-Regiment

Unteroffizier Helmut Borchardt,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Heinz Wittchow von Brese-Winiary,
Führer eines Panzer-Grenadier-Bataillons

Oberfeldwebel Wilhelm Bürgerhoff,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Major Friedrich Buschhausen,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberleutnant d. R. Hans-Werner Devers,
Schwadronschef in einer Aufklärungs-Abt.

Obergefreiter Josef Dirkmorfeld,
Gruppenführer in einem Pionier-Bataillon

Oberleutnant d. R. Georg Einhoff,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Major Volkhardt Eitner,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberwachtmeister Alfred Fahrenholz,
Zugführer in einem Artillerie-Regiment

Oberleutnant d. R. Klaus Faulmüller,
Kompanieführer in einem Gebirgsjäger-Rgt.

Leutnant Erich Fischer
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Feldwebel Josef Fitzek,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann d. R. Georg Gebhardt,
Kommandeur eines Jäger-Bataillons

Oberfeldwebel Franz Gerl,
Zugführer in der Infanterie-Geschütz-kompanie eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Helmut Gutzschhahn,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberst Georg Hachtel,
Kommandeur eines Jäger-Regiments

Major Kurt Haßel,
Kommandeur eines Panzer-Verbandes

Hauptmann d. R. Erich Haut,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Feldwebel Josef Heinrichs,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

General der Artillerie Ernst-Eberhard Hell,
Kommandierender General eines Armeekorps

Oberleutnant d. R. Rudolf Herkelmann,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Feldwebel Josef Ippisch,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Major Arthur Jander,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberjäger Josef Kastner,
Zugführer in einem Jäger-Regiment

Major Heinrich Kiesling,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Unteroffizier Wilhelm Kirschenmann,
Gruppenführer in einer Grenadier-Kompanie

Wachtmeister Eduard Klar,
Vorgeschobener Beobachter in einem Art.-Rgt.

Obergefreiter Wilhelm Klöpping,
MG.-Schütze in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Major Erwin Koch,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Obergefreiter Otto Koelbel,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Oberst Alfred Koester,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Rgts.

Obergefreiter Franz Kostka,
Stoßtruppführer in einer Grenadier-Komp.

Generalmajor Walther Krause,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Major Wolfgang Kretzschmar,
Kommandeur eines Infanterie-Bataillons

Oberleutnant d. R. Rudolf Kunz,
Führer einer Schnellen Abteilung

Oberleutnant Kay Langfeldt,
Schwadronschef in einer Radfahr-Abteilung

Oberfeldwebel Karl Lauch,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Feldwebel Willi Lehner,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Generalmajor Kurt Freiherr von Liebenstein,
Führer einer Leichten Division

Hauptmann Detlev Lienau,
Kommandeur einer Panzer-Aufklärungs-Abt.

Oberfeldwebel Hermann Linder,
Ordonnanzoffizier in einem Jäger-Regiment

Oberleutnant d. R. Gottfried Loebenstein,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant d. R. Dr. Wolfgang Meinhold,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Generalleutnant Robert Meißner,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Feldwebel Alfred Müller,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Walter Neitzel,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Leutnant d. R. Heinrich Niemann,
Kompanieführer in einem Pionier-Bataillon

Generalmajor Ferdinand Noeldechen,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Leutnant d. R. Walther Oberloskamp,
Zugführer in einer Sturmgeschützabteilung

Oberfeldwebel Heinrich Ochs,
Zugführer in einer Panzerjäger-Abteilung

Feldwebel Walter Oppermann,
Zugführer in einem Jäger-Regiment

Obergefreiter Georg Pankow,
MG.-Führer in einem Grenadier-Regiment

Unteroffizier Willi Pieper,
in der Stabskompanie eines Grenadier-Rgts.

Oberleutnant Otto Priem,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant Karl Prümm,
Chef einer Grenadier-Kompanie

Oberleutnant d. R. Wolf Recktenwald,
Führer einer Radfahr-Schwadron

Major Otto Ernst Remer,
Bataillonskommandeur im Grenadier-Regiment „Großdeutschland"

Feldwebel Karl-Heinz Roßbach,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Feldwebel Walter Rudolph,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Emil Schareina,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Leutnant d. R. Georg Schmidt,
Bataillonsadjutant in einem Jäger-Regiment

Hauptmann Herrmann Schmidt,
Abteilungskommandeur in einem Art.-Rgt.

Feldwebel Willy Schneidermann,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Feldwebel Josef Schüßler,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Feldwebel Johann Schwerdfeger,
Zugführer in einem Jäger-Regiment

Generalleutnant Friedrich von Scotti,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberfeldwebel Otto Starosta,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Gerhard Steinführer,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Leutnant Fritz Stillger,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Georg Straube,
Zugführer in einer Panzerjäger-Abteilung

Generalleutnant Wolf Trierenberg,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Major Ernst Vielhauer,
Kommandeur eines Grenadier-Bataillons

Oberwachtmeister Willi Wagner,
Zugführer in einer Heeres-Küstenartillerie-Abteilung

Oberst Busso von Wedel,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberst Herrmann v. Wedel,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

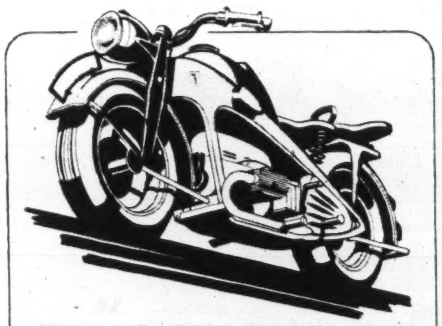
Oberwachtmeister Wilh. Wegner,
Zugführer in der Sturmgeschütz-Abteilung „Großdeutschland"

Feldwebel Emil Wernig
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Leutnant d. R. Günther Wilfling,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Leutnant d. R. Zecherle,
Schwadronsführer in einer Panzer-Aufklärungs-Abteilung

Hauptmann Ernst Zimmermann,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.



ZÜNDAPP
zuverlässig
ZÜNDAPP-WERKE G. M. B. H. NÜRNBERG

COMMERZBANK
Zentralverwaltung Berlin W 8, Behrenstraße 46-48
Durchführung aller bankmäßigen Geschäfte
Eröffnung von Banksparkonten

3 fach wirksam
Trilysin
Der Pionier
der biologischen Haarpflege!
Beachten Sie, wenn Sie jetzt selten Trilysin erhalten, besonders die Ratschläge für die biologisch richtige Haarpflege, die Ihnen die Trilysin-Broschüre vermittelt hat

Hassia

DER STIEFEL
FÜR DEN KENNER

6 GEWINNE ZU
500.000 Rm
UND VIELE ANDERE TREFFER · ZUSAMMEN FAST
103 Millionen
BEI DER 10. DEUTSCHEN REICHSLOTTERIE
LOSPREISE: 1/8 3.- 1/4 6.- 1/1 24.- Rm je Klasse
Prokopp STAATL. LOTTERIE EINNAHME
WIEN VI. MARIA HILFERSTRASSE 29
ZIEHUNG 15 u. 16 OKT.
Losversand ins Feld!

Torpedo
Freilauf mit Rücktrittbremse
ist
praktisch unverwüstlich
Etwa auftretende Schäden kann jeder Mechaniker leicht und schnell beheben

'rauf und 'runter
soll man die Zähne bürsten, um die Speisereste gründlich zu entfernen. Hierbei genügt eine kleine Menge Kalikora-Zahnpasta. Letztere ist knapp und muß sehr sparsam verbraucht werden

KHASANA
PERI
KHASANA
KOSMETISCHE WELTMARKEN
Dr. Korthaus
DR. KORTHAUS FRANKFURT A. M.
PERI

Insektenstiche

UND WAS MAN DAGEGEN TUT

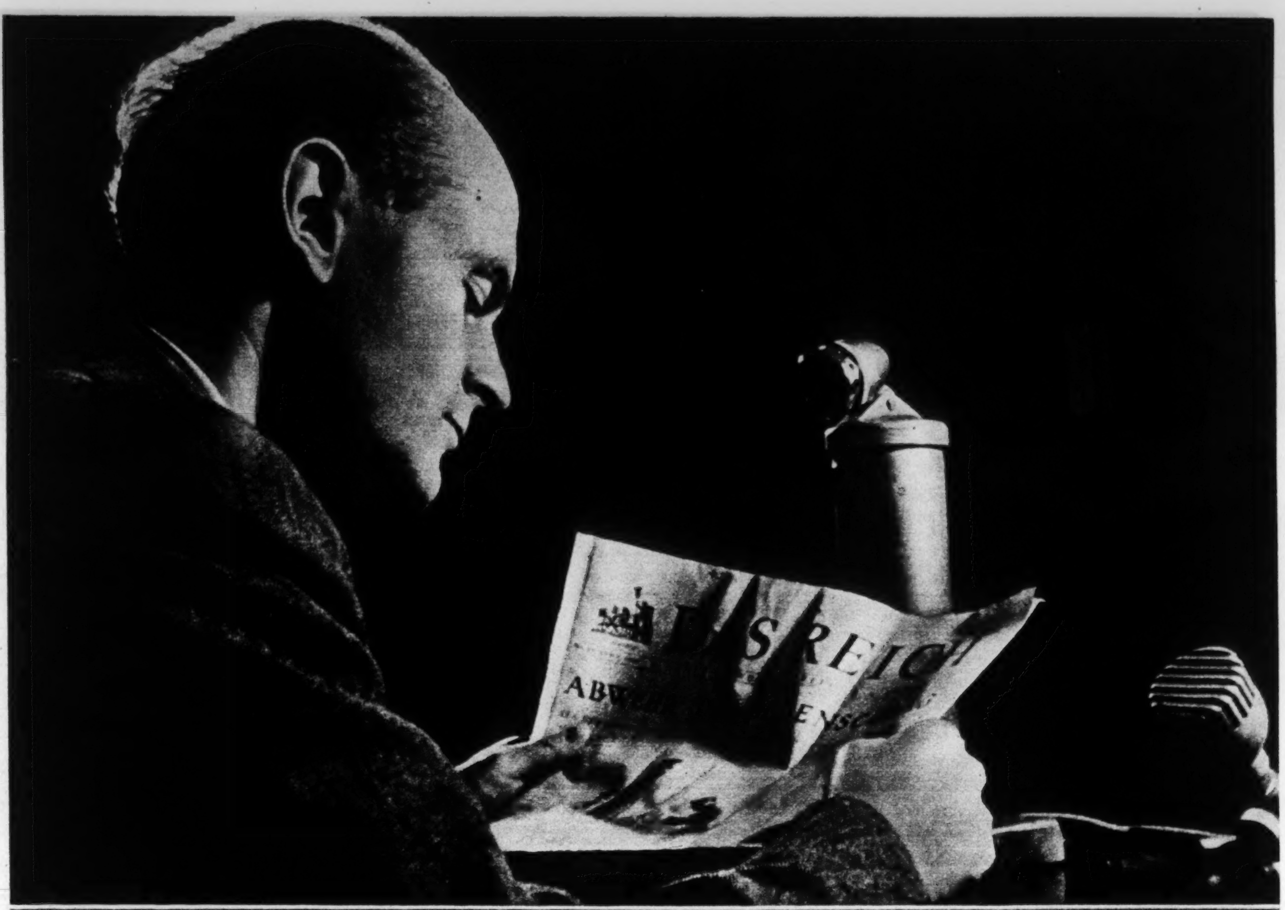
Mücken, Fliegen, Bremsen, wie auch — mit Verlaub zu sagen — Flöhe und Wanzen stechen uns. ihre Opfer, mit den Mundwerkzeugen, wobei nach dem Einstich zunächst ein Giftstoff abgegeben wird, ehe die Insekten Blut zu saugen beginnen.

Bei Wespen, Bienen, Hummeln und Hornissen versieht ein besonderer Wehrstachel die Aufgabe, das Gift durch einen Kanal hindurch aus der Giftblase in die Stichwunde einzuführen.

Während man über das Gift der Mücken, Flöhe und Wanzen nichts Näheres kennt, ist man über das der Bienen einigermaßen im Bilde. Es handelt sich im letzteren Falle um eine kompliziert zusammengesetzte stickstoffhaltige Verbindung, ein sogenanntes Sapozotin. Nun ist es eigenartig, daß ein so winziges Gebilde, wie z. B. der Hundeflohrüssel, der nur einen Durchmesser von etwa 0,02 mm hat, eine so unangenehme Wirkung erzielen kann, aber beruhigend wirkt doch, daß die verletzte menschliche Hautfläche nur 0,00031 qmm Umfang hat und daß nur ganz geringe Giftmengen in den Organismus gelangen. Jeder Stich ist eine Vergiftung, und die eingeführte Substanz wirkt entzündungserregend. Sind wir von einer Mücke oder Wespe gestochen worden, so kann es nur ein Weibchen gewesen sein, denn nur diese besitzen den Stachel, während die Männchen ungefährlich sind. Am Orte des Einstichs entwickelt sich eine Rötung der Haut, und starker Juckreiz stellt sich ein. Die Folgen sind ganz verschieden, je nach der Empfindlichkeit des Opfers. Häufig kommt es dabei zu einer Quaddelbildung mit einem roten Hof, aus dem eine Gewebsflüssigkeit austritt als lokale Selbsthilfe der benachbarten Zellen, die so das eingespritzte Gift verdünnen. Diese Art der Verletzung ist noch erträglich, schlimmer wird es, wenn statt der Juckreizerscheinung eine tiefergehende Gewebsschädigung eintritt. Die Reaktion des menschlichen Körpers auf Insektenstiche ist ganz verschieden, sie ist u. a. auch abhängig von der Anzahl der Stiche und ganz besonders von der Körperkonstitution; es kann sogar eine angeborene oder erworbene Unempfindlichkeit, eine sogenannte Immunität, bestehen. Zumeist aber wird das schöne Wort des Volksmundes „Wem's juckt, der kratze sich", befolgt, was zwar menschlich begreiflich ist, wovor aber nicht genug gewarnt werden kann; denn durch das Kratzen wird in vielen Fällen das Gewebe verletzt; es entsteht eine Wunde, durch welche die Bakterien einzudringen vermögen und schlimme Komplikationen hervorrufen können. Den Juckreiz lindert man am besten, wenn man die Stelle des Einstiches mit einer einprozentigen Thymolzitronensäure-Spiritus-Lösung, mit Salmiakgeist oder aber einfach mit Soda überpinselt. Das letztere Mittel dürfte am empfehlenswertesten sein, denn ein kleines Stückchen Soda kann man bei Märschen bequem in die Tasche stecken, und hat somit die Arznei stets zur Hand. Soda als Heilmittel hat sich in diesem Falle ausgezeichnet bewährt, denn sowohl die Schmerzen wie die Anschwellung und der lästige Juckreiz lassen augenblicklich stark nach. Hat man keines dieser altbewährten Hausmittel zur Hand, so genügt es auch, wenn man mit dem Finger etwas Speichel, ganz leicht reibend, über dem Mückenstich verteilt und dann die Einstichstelle in Ruhe läßt.

Bei Bienen-, Wespen- und Hornissenstichen ist Salmiakgeist wiederum am wirksamsten. Man kann die Stelle aber auch mit Salzbrei bedecken. Zu diesem Zwecke feuchtet man eine Prise Salz mit Wasser oder Speichel an und trägt den Brei auf den Stich auf. Vorher ist jedoch der Stachel des Insekts vorsichtig zu entfernen.

Einer der unangenehmsten Quälgeister ist die Zecke, auch Holzbock genannt, ein ein bis zwei Millimeter langer Blutsauger an Säugetieren und Vögeln, der auch auf den Menschen übergeht und Hautreiz und Wunden verursacht. Die Zecke läßt sich leicht entfernen, wenn man sie mit Benzin betupft. Falls dieses nicht vorhanden, kann man auch etwas Öl aufträufeln. Unter allen Umständen aber muß davor gewarnt werden, die Zecke von der Haut gewaltsam zu entfernen, da beim Zerren der Saugrüssel abreißt.



Oft gehört – jetzt gesehen

„Für jeden etwas!" Das ist nicht nur eine beliebte Sendung, sondern auch ein Leitsatz des deutschen Rundfunks. Die Männer, die diese meist wöchentlich wiederkehrenden Sendungen ansagen, erkennen wir schon an ihren Stimmen. Hier aber sind die Bilder der wichtigsten Sprecher veröffentlicht, der Männer, die uns erfreuen und mit der Heimat verbinden

Bild oben: Der Sprecher des Großdeutschen Rundfunks, Dr. Christian Rau. Von ihm hören wir die wichtigsten Sondermeldungen und politischen Zeitberichte

Das ist Herr Begeré, der Ansager und Leiter des Kameradschaftsdienstes. Er läßt unsere Angehörigen zu uns sprechen oder richtet uns deren Grüße aus

Fred Krüger war lange Zeit Kriegsberichter. Jetzt hat er als Reichsansager die Aufgabe, große Reichssendungen aus allen Gauen in seiner Ansage zusammenzufassen

Bei seinen Berichten klopft unser Herz mit, denn wer versteht es so gut wie Sportsprecher Wernicke, Länderkämpfe in ihrer ganzen Dramatik zu schildern?

Wer kennt ihn nicht, den Heinz Goedecke? Aber er darf hier nicht fehlen, denn er hat mit seinem Feldpost-Rundfunk der Front viele frohe Stunden geschenkt

Aufnahmen: Reichsrundfunk Kubina (3), Ltn. Bauer und Schirner

KARL SPRINGENSCHMID:

Der Jager Jock im Paradies

„Kreszenz“, schreit der Jager Jock, der junge, der lange, in die Hütten und tritt die Tür auf mit dem Nagelschuh, „du hascht heut oan bei dir ghabt!“

„Jockele, bischt da hiez!“ sagt die Kreszenz, die Sendin, aus dem hintern Kammerl, stellt schnell das Schaffel mit der Rührmilch nieder und will ihm entgegenspringen voller Freud, wie es Brauch ist.

Aber der Jock bleibt stockstarr in der Tür stehen und tut nix dergleichen.

„Du hascht oan bei dir ghabt, heut!“ sagt er finster, die Kugelbüchs in der Hand.

„Was hab i, Jockele?“ fragt die Sendin langsam und schaut an dem Mannsbild erschrocken auf und nieder und hebt das Schaffel wieder auf mit der Rührmilch.

„Bei dir ghabt hascht oan!“

„Bei mir hätt i oan ghabt? Ah, da schaug her! Ja, wia redst denn du mit mir?“ und schüttelt voller Zorn die Rührmilch in den Kaskessel, daß es grad so dampft.

„Hiez willst es epper gar laugnen, Weibsmensch, du falsches“, schreit der Jock in den Dampf drein, „und dö Frisur? Ischt dös epper dei Frisur, ha? Was mit dera Frisur isch, frag i?“

„Was für a Frisur?“ fragt die Kreszenz unschuldig und greift sich in die Haar. Dabei fallt ihr ein, daß sie richtig die Zöpf noch offen hat.

Schnell fangt sie an, das Haar wieder zu zöpfeln und sagt dabei, so lieb als sie nur kann: „Hiez sei do gscheit, Jockele, und tue amol dö Büchs weg, dö schieche, und hock di nieder zum Tisch. Bischt hungrig, gell, magst an Spöck, gell?“

Aber der Jock laßt sich nit drausbringen und bleibt in der Tür stehen wie angenagelt.

„Kimmst mir hiez a so, ha? Mitm Spöcke mögst mi fangen, ha? Aber da fangst mi nit! Da fang dir lieber den oan, den du bei dir ghabt hascht! Der geht no auf dein Spöck, i nit!“

„Jock“, sagt da die Kreszenz und hängt sich ihm in den Arm, „es ischt ja lei an Professor gwesen!“

„So, moanst“, schnauft der Jock und tut ihr grob den Arm weg, „i versteh di woll, du gangest gern auf mildernde Umständ. Aber da kimmst bei mir nit an. A Professor ischt allweil no a Mannsbild, wann a bloß a halbets.“

„Geh, hiez kimm amol einer, Jock, in die Stuben und laß dir erzöhln. Dös hat ja alles mit an Mannsbild gar nix nit z' tüen, nit amol mit an halbeten. Es ischt ja bloß a Künstler gwesen, der Professor!“

„Dö Kunst, dö der versteht, dö versteh i ah. Und für was muß der bei seiner Kunst dös Fürhangl fürtüen beim hintern Feuster, ha?“

„Dös, dös ischt wegen der Beleuchtung gwesen. Er hat gsagt, i hätt eahm zviel Liacht.“

„I versteh, er hätt di liaber finster ghabt!“

„Jock, hörscht nit, er hat mi ja gmalt!“

„So? Gmalt hat er di. Auf dös möchst hiez außi. A schöne Malerei dös, hinterm Fürhangl!“

„Bischt du heunt aber schiach, Jock“, schluckt die Kreszenz auf, und das Wasser kommt ihr in die Augen, „da hock i zwoa Stund hinterm Butterfaßl und tue nix wia rührn und rührn, und daweil hat er mi halt gmalt, der Professor. Ischt eh gar nit fein gwesen mit mir. Den Kopf hab i allweil so halbs in die Höh halten müeßn, nit amol schaugn hätt er mi lassen, ob der Butter schun zeitig ischt. Angschrien hat er mi, bal i den Kopf lei a bißl grührt hab. Und hiez kimmst du daher und schreist mi ah wieder an . . .“

Alles kann der Jager Jock vertragen, das ärgste Bergwetter, den gröbsten Sturm, Steinschlag, Hagel, Näß und Kälten, aber bloß keine tränzenden Weibsleut nit. So haut er den Hut hin, daß es patscht, tut die Kugelbüchs auf den Nagel und ruckt hinter den Tisch drein.

Die Sendin setzt ihm den Speck vor, den besten, den sie hat, schön durchgezogen, wie er ihn gern mag. Dann langt sie um das Schnapsglasl: „An Voglbeerern“, fragt sie, „oder an Enzianern?“

Aber der Jock schiebt das Glasl weg und schüttelt mißtrauisch den Kopf: „Bal er nix tan hätt, als di g'maln, nachher müesset ja eppes da sein, eppes G'malens!“

„Dös Bild hat er wieder mitgnommen. Es ischt ja no nit fertig, hat er gsagt. Auf an Eva macht er's, hat er gsagt, mitsamtem Paradies!“

„Auf was?“

„Auf an Eva, sagt er. Er mueß no amol auerkommen, dösmal mitm Öl. Und nachher zahlt er, hat er gsagt, i moan sakrisch guet!“

„Zahlen, für was denn zahlen?“

„So halt, für mei Gsicht!“

„Wer wird denn dir für dei Gsicht eppes zahlen?“ fahrt der Jock auf, mißtrauisch noch immer und langt nach dem Speck.

Die Kreszenz schenkt ihm den Enzian ein. Dann ist es eine Weile still.

Der Abend steigt durch das Tal herauf. Vor den Fenstern hängt das letzte Talglicht.

Der Enzianerne ist nit schlecht. Grad will der Jock sein Rock ausziehen, das Glasl bleibt ihm stecken mitten im besten Zug, auf springt er . . .

„Was ischt denn dös da drenten?“ schreit er, halb im Sprung.

„Dö Mappen? Dö hat er no dalassen, der Professor“, sagt die Kreszenz schnell, „dö nimmt er's nächstmol mit, hat er gsagt.

„Leucht!“ fahrt der Jock herum.

Sie muß ihm die Kerzen halten. Er nimmt die Mappen, ein großes Trumm, tut den Knopf auf bei der Schnur und schlagt die Pappendeckel auseinander.

„Marandjosef“, kreischt die Kreszenz auf, schlagt die Händ vors Gesicht . . .

Die Kerzen fällt auf den Boden hin, löscht aus.

Der Jock aber steht da, starr und stumm und haltet das Bild in seinen Fäusten, als wenns nix wär, und es ist doch ein Weibsbild, ein splitternacktes.

„Leucht!“ sagt er scharf.

Die Kreszenz tappt um die Kerzen und macht Licht. Ganz blaß ist er, der Jock, kasweiß, aber eiskalt wie ein Jager sein muß im heikelsten Augenblick.

„So“, sagt er. — Das ist alles.

„Jock . . . so hör do!“ schluchzt die Kreszenz laut, „dös bin ja gar nit i, dös . . .“

„Moanst, i kenn di nit, wo du koan bißl koa Gwand nit anhascht“, schreit er, „lei dö Haar, dö aufgezöpfelten? Eva hoaßt er dös. Hiez versteh i erscht den ganzen Sündenfall.“

„So laß dir do sagn, Jokkele . . . dös bin nit i . . . dös hat er alles auswendig gmalt!“

„Auswendig?“ fährt der Jock auf und lacht bitter, „wia kunnt denn a Mannsbild auswendig wissen, wia a Weibsbild inwendig ausschaugt?“

Und dann packt er das Bild, nackt wie es ist, unter den Arm, greift um den Hut.

„Dem bring i sei Eva!“ sagt er dumpf und nimmt die Kugelbüchs.

Dann stürzt er fort, hinaus in die Nacht. Oh, was sind die Mannsleut so schiech! Hat man keinen, so sieht man sich leid, und hat man einen, so sieht man sich noch leidiger.

Was soll so ein Weibsbild, ein armes, verlassenes, wie die Kreszenz eines ist, tun, wenn der eine jetzt den andern gradwegs umbringt?

Eine Weile huckt sie ganz verzweifelt und verzagt auf dem Herdstein und laßt das Augenwasser rinnen.

Aber was hilft das alles? Mit einem Ruck steht sie auf, wischt mit der Schürzen über das Gesicht und geht hinaus in den Stall zum Kalbl, zum jungen.

Sie richtet ihm das Futter vor für etliche Tage und redet ihm gut zu, eine Weile lang.

Dann nimmt sie den langen Hütterstecken und geht. Oder soll sie etwa da heroben auf dem Herdstein hockenbleiben, daweil unten im Dorf der eine dem andern niederschießt mit seiner Kugelbüchs?

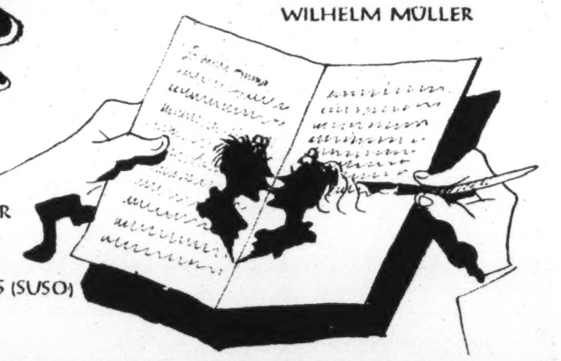
Den Almweg stapft sie hinab, Stund über Stund, ver-

Liebesweisheit

SCHWARZ AUF WEISS

WÄREN FLÜSS' UND MEERE TINTE,
WÄR DER HIMMEL MEIN PAPIER,
WÜCHSEN FEDERN WIE DIE ÄHREN
AUF DER WEITEN ERDE MIR,
HÜLFEN MIR DIE ENGEL SCHREIBEN
UM DIE WETTE TAG UND NACHT,
SAG, WANN WÄR ES AUSGESCHRIEBEN,
WAS DIE LIEB IN MIR GEDACHT!

WILHELM MÜLLER



WENN LIEB BEI LIEB IST UNGETRENNT,
LIEB NICHT, WIE LIEB LIEB IST, ERKENNT.
DOCH SCHEIDET LIEB VON LIEB, WIRD'S KLAR
DEM LIEB, WIE LIEB LIEB LIEBE DOCH WAR

JUSTUS KERNER NACH DEM HL. AMANDUS (SUSO)

WER NIT LUST HAT ZU EIN'M SCHÖNEN PFERD,
ZU EINEM BLANKEN SCHWERT
UND ZU EINEM SCHÖNEN WEIB,
DER HAT KEIN HERZ IM LEIB!

ALTER STAMMBUCHVERS

AUFGESCHAUT UND UMGEBLICKT,
KEINER, DER NICHT EINE FÄNDE,
DIE IHN AN IHR HERZE DRÜCKT

WILHELM BUSCH

liert ihn, findet ihn wieder und hat doch den falschen, kein Wunder bei der argen Finsternis. Endlich, wie sie im untern Wald ist, tropft langsam das Tageslicht durch die Wipfel. Alles hebt zu glänzen an und zu leuchten, die Vögel steigen auf in die Morgensonne und singen froh den Tag an. Nur sie, die Kreszenz, wühlt sich immer tiefer in ihre rabenfinstere Bangnis. Es wird Mittag, bis sie ins Dorf kommt.

Wenn's nur nit schon zu spät ist.

Nit lang die Leut fragen, gradwegs zum Krahbichler, wo der Professor im Quartier ist, wenn er noch lebt. Die enge Gasse schießt sie hinauf, das schmale Brückl hinüber. Da ist sie beim Krahbichler.

Zwei Staffeln auf einmal nimmt sie bei der Stiegen, das Herz klopft ihr lautmächtig. Sie reißt die Tür auf und . .

„Bscht", tut der Jock, „bring ihn nit draus, den Professor."

„Ja, wia?"

Sie kann das alles nit begreifen.

Der Jock steht da, breit hingestellt, in seinem groblerdernen Gewand, auf dem Postament, haltet den Kopf halb schief in die Luft und streckt die Hand aus nach dem Apfel, der rotbacket an einem Schnürl von der Decken herabhängt.

Der Professor sitzt davor, ganz versunken, und malt und malt.

„Nachher kann i ja wieder gehn", meint die Kreszenz und schnauft tief auf, so leicht ist ihr.

„Ja, geh lei!" sagt der Jock, schaut gar nit hin und macht weiter den steifen Hals.

„Und was wirst nacher du?" fragt die Kreszenz spitzig, schon halb in der Tür.

„Der Adam halt!"

„Bischt ja gar nit nacket!"

„Geh du", lacht er und macht den Hals noch steifer, „er macht's ja grad so wia bei dir, bloß 's Gsicht kauft er mir ab und malt nacher an andern Adam drunter, an nacketen."

Da kann es die Kreszenz nit lassen, stellt sich vor den Adam, den falschen, hin, greift in die Höh und lacht: „Schian war er, der Apfel, gell, Adam, aber kriagen tuest' nit!"

„In der biblischen Gschicht stehts anders", meint der Jock und kann sich nimmer halten und packt die Kreszenz her und bußt sie fest: „Kimm, Eva, liabe!"

Da schreit der Professor ganz wild: „Aus, aus! Wir sind noch nit im Paradies!"

„Woll", schreit der Adam, und „woll", sagt die Eva, „mitten im Paradies sein' mr, gell, Jockele, liabs?"

„DIE BÄUERLICHE VENUS" Gemälde von Sepp Hilz

„KRAFTOL"

SZENE IN DER APOTHEKE, BELAUSCHT VON ROBERT WEBER VON WEBENAU

Beate war eine brave Gattin und wünschte sich ein Kleines. Ein richtiggehendes „Kleines", wie man das heute nennt. Beate wünschte sich aber ein besonders großes und kräftiges Kind und wartete mit mütterlicher Ungeduld auf die Erfüllung ihres Herzenswunsches. Da las sie im Schaufenster einer Apotheke auf einem Reklameschild:

„Mutter!
Soll groß und stark dein Kindchen sein,
Merk dir, „Kraftol" macht das allein!"

Beate ging sofort in die Apotheke.

„Verzeihen Sie!" sagte sie schüchtern und verlegen. „Aber ich möchte gerne eine Auskunft!"

„Bitte schön", sagte der Apotheker.

„Ich bin jung verheiratet!"

„Meine Gratulation!"

„Danke!"

Beate errötete wie in ihrer Jungmädchenzeit, dann hauchte sie:

„Sie empfehlen eine Babymedizin „Kraftol"!

„Allerdings!"

„Da möchte ich gerne wissen, ob Kinder wirklich dadurch größer und stärker werden!"

Der Apotheker lächelte:

„Gewiß, liebe Frau! Sogar viel größer und stärker!"

„Dann geben Sie mir bitte eine Flasche davon!"

„Bitte!"

Der Apotheker packte ein Fläschchen ein, Beate zahlte und ging.

In der Tür drehte sie sich aber nochmals um, errötete wieder und flüsterte:

„Verzeihen Sie, bitte! Wie ist es nun mit ‚Kraftol'? Soll mein Mann es nehmen oder ich?"

Der bekannte Unbekannte

Feldwebel Schneider war ein Mann, den nichts aus der Ruhe bringen konnte. Nur einmal war er fuchsteufelswild geworden, so wild, daß ihm sogar Fifi, der Kompaniehund, für längere Zeit in weitem Bogen aus dem Wege ging. Und das war so gekommen.

Eines Tages flatterte in die Schreibstube der Kompanie ein rosarotes Brieflein mit der vielsagenden Aufschrift: „An einen unbekannten Soldaten", und Feldwebel Schneider war der Glückspilz, dem das Los dieses Brieflein zusprach.

Zuerst lachte er, murmelte etwas von einem „alten Knochen", doch dann öffnete er den Umschlag und las. Er schüttelte den Kopf, las noch einmal, griff sich an die Stirn und las wieder:

„Lieber unbekannter Soldat!

Hier ist ein junges Mädchen, das sich aus dem grauen Alltag heraus nach einem liebenden Herzen sehnt. Ich bin 15 Jahre alt, habe blondes Haar und blaue Augen und heiße Hannelore. Auf diesem Wege hoffe ich nun in Dir einen netten jungen Mann zu finden, der ein Frauenherz versteht. Mein Vater, ein verknöcherter alter Herr, will mich durchaus nicht ernst nehmen und betrachtet mich immer als ein unmündiges Schulmädel! Man hat schließlich mit 15 Jahren auch seine Ideale, und mein Ideal hoffe ich in Dir, lieber unbekannter Soldat, zu finden. Herzliche Grüße.

Deine Hannelore."

Feldwebel Schneider mochte den Brief vielleicht zehnmal gelesen haben, bevor er sich zu einem Entschluß durchringen konnte. Fuchsteufelswild war er geworden, und Fifi, der ihm gerade in die Quere kam, erhielt einen Fußtritt, daß er zehn Minuten lang die höchsten Töne winselte.

Schneider stürmte auf seine Bude, nahm Tinte, Feder und Papier und schrieb:

„Liebes unbekanntes Mädel!

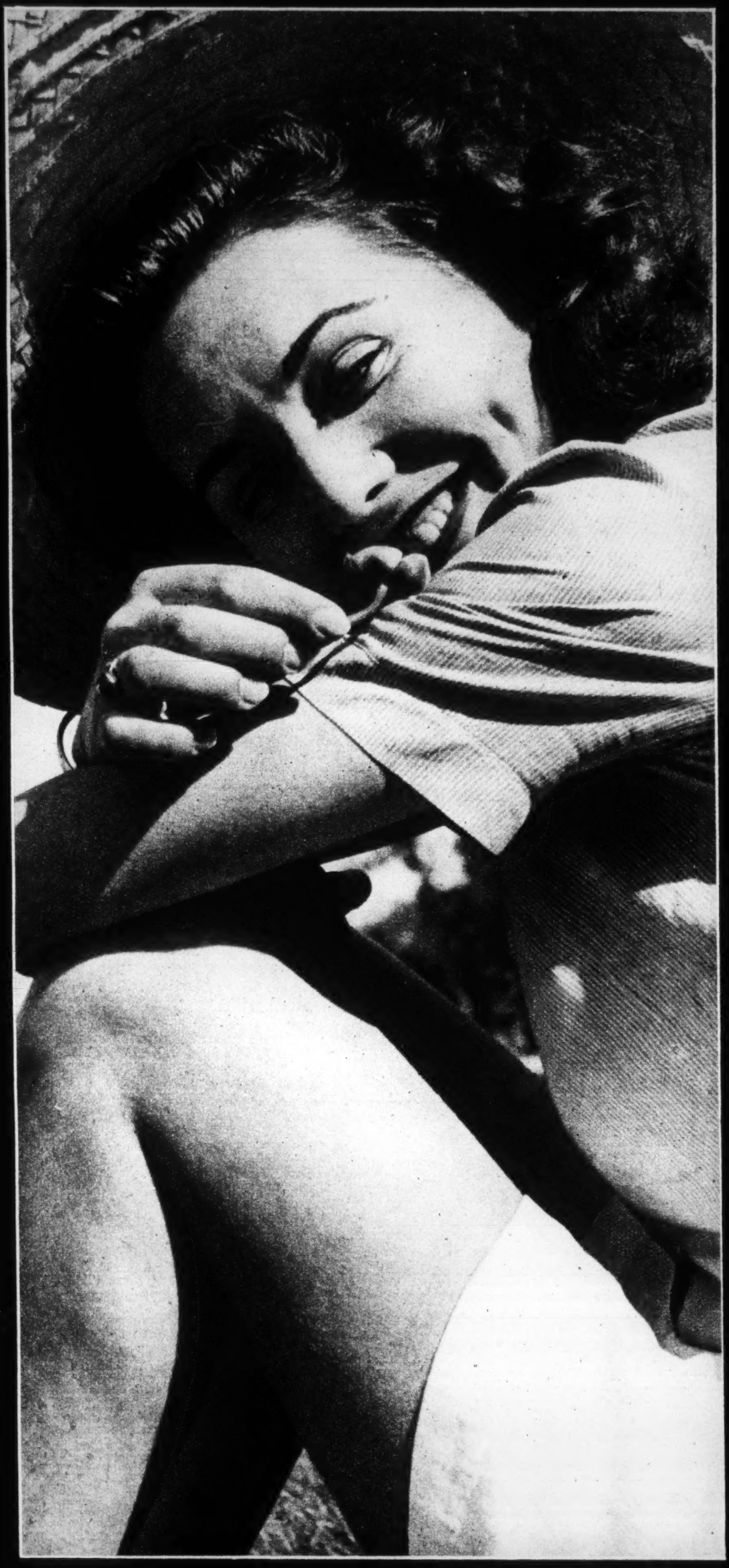
Deine Zeilen sind mir tief zu Herzen gegangen. Ich bin 38 Jahre alt, habe schwarzes Haar und braune Augen und heiße Ferdinand. Ich stehe im Range eines Feldwebels und besitze zwei starke Arme, die nicht mehr loslassen, was sie einmal gepackt haben. Du kannst Dich mir unbesorgt anvertrauen. Zu diesen starken Armen gehören natürlich auch ein Paar kräftige Hände, und mit diesen Händen werde ich Dir im nächsten Urlaub den Hintern versohlen.

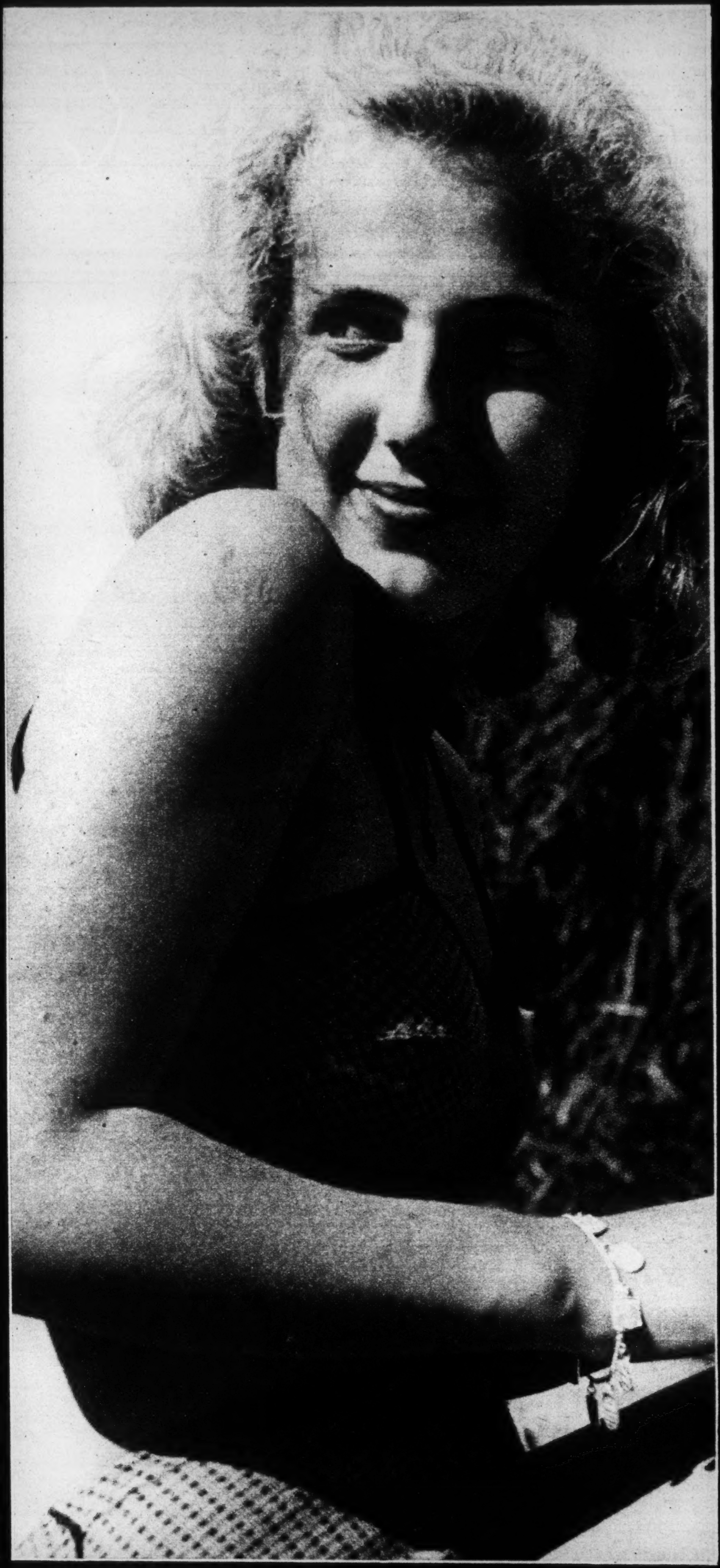
Es grüßt Dich

Dein alter, verknöcherter Vater."

Gefr. Josef Grund

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin





Aufgespürt – anvisiert – abgeführt

So fängt es an: Zwei Kameraden
Verlockt der große See zum Baden.
Die Sonne strahlt herab auf beide,
Das ist die richt'ge Urlaubsfreude.
Da hör'n sie Stimmen in der Nähe.
Ob man mal nach dem Rechten sähe?

Im Spähtrupp sind die beiden Meister,
Und wirklich — alle guten Geister —,
Ihr kund'ges Aug' hat bald entdeckt,
Was hier im Schilfe tief versteckt:
Zwei nette Mädel, rank und schlank.
Das nenn' ich einen guten Fang!

Nach der Erkundung setzt sodann
Ein kleines Wortgeplänkel an,
Und, wer erfahren, wird bald seh'n,
Wie Herzen hier vor Anker geh'n.
War's auch ein Glückszufall unstreitig,
Die Sympathie ist gegenseitig.

Was wir im stillen schon erwartet —
Das Boot: zu neuem Kurs gestartet,
Die Landser: tücht'ge Binnenschipper,
Führ'n sportgerecht den „Soßenstipper"
Die Mädchen: glücklich, seltsam froh.
Beginnt die große Liebe so?

Aufnahmen: Ltn. Bauer - Karlsruhe

Gefr. Kurt Milte